

Rezensionen

Die Biographie der französischen Hauptstadt

Eric Hazan: *L'invention de Paris – Il n'y a pas de pas perdus*. Éditions du Seuil, Paris 2002, 462 S., 23 €

Wohl kaum eine Stadt ist so intensiv aus allen Perspektiven und mit so verschiedenen Intentionen beschrieben worden wie Paris; natürlich blickt Rom auf eine ungleich ältere Geschichte zurück, und haben nicht auch London und New York ihre ganz spezifischen Stadtbiographien? Und was ist mit Berlin, dessen politische Bedeutung erst nach 1871 ins Bewusstsein der Deutschen rückte, dessen kulturelle Ausstrahlung aber für das 19. Jahrhundert unbestritten war – zumindest in Preußen! Um so bezeichnender ist es, dass der Berliner Walter Benjamin die französische Kapitale zur Hauptstadt des 19. Jahrhunderts erklärte, und nicht weniger bemerkenswert ist, dass der Deutsche Benjamin in einem französischen Buch über Paris zum Kronzeugen dessen wird, was dessen Autor Eric Hazan als „invention de Paris“ bezeichnet: Hier wird die Geschichte einer Stadt als ihre Biographie geschrieben, und das Medium – wie könnte es in Paris anders sein – ist die Literatur. Nun mangelt es, weder aus deutscher noch aus französischer Perspektive, wahrlich nicht an Büchern, welche den literarisch-poetischen Charakter der französischen Hauptstadt und ihrer Geschichte in den Vordergrund rücken; für die neueren Veröffentlichungen sind hier

Marc Gaillards Studien über das Paris Balzacs und dasjenige Baudelaires zu nennen, und auf deutscher Seite natürlich Karlheinz Stierles „Mythos von Paris“ oder – bewusst aus der Perspektive des Flâneurs – Karl Heinz Götzes „Immer Paris“. Viele Themen dieser jüngeren Paris-Bücher werden auch in Eric Hazans „L'invention de Paris“ aufgegriffen, aber gänzlich neu ist der zweifellos gelungene Versuch, die eher nüchternen Fakten der Stadtentwicklung im Licht literarischer Werke so zu deuten, dass deutlich wird, in welchem Maße diese Stadt sich immer wieder neu (er)findet – und zwar in einem Medium, welches historische Traditionen in einen permanenten Dialog mit dem eigenen Selbstverständnis und der Selbstwahrnehmung verwickelt. Die großen literarischen Werke – von Diderots „Neveu de Rameau“ über Balzacs „Comédie humaine“ und Flauberts „Éducation sentimentale“, aber auch Heines „Lutetia“ und natürlich Baudelaires „Fleurs du Mal“ – deren Schauplatz Paris ist, werden gleichzeitig zum Emblem dessen, was Paris heute ist und sein will.

Fast ins Detail verliebt und mit präzisen Ortsangaben versehen zeichnet Hazan nach, wie sich, den Jahresringen eines uralten Baumes vergleichbar, die verschiedenen Stadtumwallungen von der Befestigungsanlage Philippe-Augustes bis zum heutigen Boulevard périphérique entwickelten. Der erste Teil seines Buches beschäftigt sich mit den einzelnen Vierteln der französischen Hauptstadt, wobei das klassische Kriterium von Rive droite und Rive gauche zugunsten einer Unterscheidung zwischen dem ‘alten’ und dem ‘neuen’ Paris relativiert wird: Sind mit ersterem die Viertel innerhalb der ersten Befestigungsanlage rund um die Île de la Cité gemeint, firmieren unter ‘Le Nouveau Paris’ die verschiedenen Faubourgs und – als nächste Etappe der zentrifugalen Stadtentwicklung – die neueren als ‘villages’ bezeichneten Stadtteile, denen in etwa die Arrondissements XIII bis XX entsprechen. Im zweiten

Teil des Buches wird unter der Überschrift 'Paris rouge' die innere Spaltung der Hauptstadt in beharrende und revolutionäre Kräfte aufgezeigt, wobei in Anlehnung sowohl an die Julirevolution als auch an die Commune bezeichnenderweise immer wieder zwischen den Versaillais und den Parisiens unterschieden und die Jahre 1940–1944 in diese Deutung miteinbezogen werden.

Der Dritte und letzte Teil des Buches ist dem inzwischen vertrauten Bild vom Pariser Flâneur gewidmet und schließt mit dem scheinbar versöhnlichen Kapitel über 'Les belles images' ab. Um Daguerreotypien und Fotografien und um die ersten in Paris gedrehten Filmaufnahmen geht es hier – der berühmte Kuss von Robert Doisneau ist dabei keinesfalls das älteste, sicherlich aber das populärste Zeugnis –, denen allen gemeinsam sei, dass sie sich einer gewissen Nostalgie nach einem vergangenen Paris verdanken und diese zugleich wecken. Hier, am Ende des Buches, zeigt Hazan, dass es ihm gerade nicht um Nostalgie geht, sondern um die Lebenskraft, die in einer sich immer wieder neu erfindenden Stadt steckt. Die von Hazan zitierte Antwort des deutschen Geschichtsphilosophen Benjamin auf den französischen Historiker Michelet („chaque époque rêve la suivante“) legt davon beredtes Zeugnis ab: „Chaque époque ne rêve pas seulement de la prochaine, mais en rêvant elle s'efforce de s'éveiller“ (vgl. S. 460).

Als ein Beispiel dessen, was Hazan in Anlehnung an Benjamin 'la force de rupture et de l'éveil de Paris' bezeichnet, zitiert er die oftmals radikalen Stadterneuerungen, von denen die Umwälzungen unter Napoleon III. nur eine Variante darstellen, und die sich für den aufmerksamen Beobachter deutlich im heutigen Stadtbild niederschlagen. Den Niederschlag dieser oft gewaltsamen und keinesfalls immer mit dem Einverständnis der Bevölkerung vollzogenen Entwicklungslinien im kollektiven Gedächtnis der Franzosen spürt Hazan in einzelnen literarischen

Werken auf, die für ihn so zu einer Art Seismograph der Biographie dieser Stadt werden. Und dabei bürstet er manche gängige Einschätzung gegen den Strich: So sei das Verschwinden des mittelalterlichen Paris weniger auf die radikale Stadtumwandlung des Barons Haussmann zurückzuführen als vielmehr auf die Modernisierungsschübe der *Ära de Gaulle-Malraux-Pompidou*; folglich sei die literarische Spiegelung dieses Verlustes, sein – wie Hazan es nennt – „œuvre emblématique“, weniger Baudelaires „Le Cygne“ (wie Dolf Oehler in seinem Buch „Ein Höllensturz der Alten Welt“ vorschlägt) als vielmehr Perecs „Les Choses“ (vgl. S. 28 sowie S. 147). Und die Barrikaden, von denen Paris im Laufe des 19. Jahrhunderts so viele erlebt habe und die seit *Delacroix* „La liberté guidant le peuple“ in der Tat zum Emblem des revolutionären Paris, ja ganz Frankreichs geworden sind, seien Teil einer Selbsteinzenierung („Dès ses débuts, la barricade joue un rôle qui redouble son statut guerrier, celui d'un dispositif scénique.“ S. 303), die im 20. Jahrhundert sowohl in Petersburg als auch in Barcelona und bis in den Mai '68 ihre Nachahmer gefunden habe. Es ist der mehrfache Rekurs auf die unter dem Titel „Pariser Bilder“ veröffentlichten Arbeiten des deutschen Romanisten Dolf Oehler, aber auch der selbstverständliche Bezug auf die deutsche 'Paris-Literatur' von Marx und Heine bis hin zu Benjamin, welche aus diesem für ein französisches Publikum geschriebenen Buch ein Zeugnis gelungenen interkulturellen Austausches machen; freilich nicht eines Austausches, der komplizierter Projektplanungen und bewusster Rücksichtnahmen bedürfte, sondern sich vielmehr aus der Sache selbst ergibt und ergab: So selbstverständlich, wie Paris für Heine und Benjamin zum Exil und zum Brennpunkt der Moderne wurde, so selbstverständlich integriert Eric Hazan diese deutschen Blicke auf Paris in seine Deutung der Stadt.

Die enge Verbindung zwischen literarischer und politischer Geschichte, wie sie

einst von *Tocqueville* gezeißelt und von *Lamar-tine* gefeiert wurde und die in den literari-schen Ambitionen führender französischer Politiker bis heute fortlebt, ist das Herz der Stadtbiographie *Eric Hazans*; seine These von einer „charge politique-poétique“ (S. 302) verleitet ihn allerdings zu einer gewagten Prognose über die eigentliche Erneuerungs-kraft von Paris: „Ceux qui se félicitent de voir aujourd’hui la ville si calme [...] pourraient se

trouver un jour bien étonnés. Mieux que tou-te autre, l’histoire de Paris rouge illustre la re-marque de Benjamin que le temps des oppri-més est par nature discontinu“ (vgl. 390). Wohl kaum eine Stadt regt ihre Biographen in dem Maße zum Spekulieren über die Zu-kunft an wie Paris; auch davon gibt *Eric Ha-zans* Buch ein beredtes Beispiel.

CLEMENS KLÜNEMANN

Rap als politische Kultur

Dietmar Hüser: *RAPublikanische Synthese. Eine französische Zeitgeschichte populärer Musik und politischer Kultur*. Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2004, 489 S. 49,90 €

Ursprünglich in den Ghettos Nordamerikas als Mix afrikanischer und amerikanischer Kulturtechniken entstanden, schwappte Rap, das musikalische Standbein der jugendlichen Hip-Hop-Kultur, in den frühen 1980er Jahren über den Atlantik und begann seine globale Erfolgsgeschichte. Diese setzt sich nun in der akademischen Welt fort, in der Rap in jün-gster Zeit als Gegenstand des Forschungsinter-esses unterschiedlichster Disziplinen Ein-zug gehalten hat.

In seiner Studie beschäftigt sich Dietmar Hüser aus zeitgeschichtlicher Perspektive mit der französischen Variante des Rap. Gerade in Frankreich erfuhr dieser Musikstil eine äußerst rasche lokale Aneignung, und im Vergleich zu anderen europäischen Ländern und zu anderen Musikstilen weist der franko-phone Rap einen besonders hohen Politisie-rungsgrad auf. Hüser begreift diese kulturel-le Erscheinung daher als politikrelevanten Akt und Teil der politischen Kultur. Seine zeitgeschichtliche Kontextualisierung kann – so die Ausgangsthese – einen tiefen Ein-

blick in die französische Politik und Gesell-schaft der 1980er und 1990er Jahre ermög-lichen und dabei Brüche in der Tradition sowie Grenzen des Wandels der Republik freilegen.

Indem er in einem ersten Schritt die Pro-duktions-, Diffusions- und Rezeptionsbedin-gungen dieses soziokulturellen Phänomens beleuchtet, nähert sich Hüser vorab dem Untersuchungsgegenstand Rap an. Äußerst kenntnisreich wird die Entstehung dieser Musikrichtung beschrieben, welche sich zu-nächst in der Bronx der 1970er Jahre aus dem Erbe schwarzafrikanischer Musik zu einer wirkmächtigen jugendlichen Artikulations-form entwickelte. In seiner anschließenden globalen Verbreitung stellt sich Rap dann als eine äußerst hybride Kulturform dar, in der unterschiedlichste musikkulturelle Elemente und Traditionen unter den Bedingungen technischer Neuerungen aufeinander tref-fen. So entstehen in einem ständigen Aus-handlungsprozess zwischen dem global Allgemeinen und lokal Besonderen ganz spezifische „glokale“ Ausformungen des Hip-Hop. Diese entziehen sich jedoch voll-ständig gängigen populärwissenschaftlichen Beschreibungen der kulturellen Globalisie-rung als Entstehung einer (kapitalistisch-standardisierten) Einheitsuppe oder als lo-

ses Nebeneinander von „Keksausstecher“-Kulturen. So sind in der französischen Variante des Rap neben amerikanischen Mustern auch Spuren des französischen Chansonserbes und des politisch engagierten Liedes zu erkennen. Das gilt nicht allein für einzelne Liedschnipsel, welche als Samples im Rap aufgegriffen werden. Dies gilt auch für das Selbstverständnis der Rapper, welche sich ebenso wie ihre Vorgänger Brel oder Piaf als Stimme des kleinen Mannes (oder der kleinen Frau) verstehen und Migrations- und Banlieue-Erfahrungen artikulieren. Der Rap-Camembert steht also in der Tradition des französischen Chansons und ist – gerade auch aufgrund seiner Textlastigkeit – hochpolitisch.

Seinen kommerziellen Erfolg verdankt der französische Rap aber nicht allein seiner Sprachrohrfunktion, sondern – wie andere Musikrichtungen auch – Entwicklungen in der französischen Medienlandschaft und des Musikmarktes. Der Vorwurf der Vereinnahmung des Hip-Hop durch die Musikindustrie wird von Hüser jedoch entkräftet und damit die Relevanz des Rap für die politische Kultur bestätigt. Denn begreift man das Hören populärer Musik nicht als passive Berieselung, sondern durchaus als einen höchst individuellen Prozess aktiver Sinngebung, so könne die kommerzielle Vermarktung des Rap durchaus als Möglichkeit der Rapper zur Verbreitung ihrer politischen Aussagen gesehen werden. Wer also letztlich wen instrumentalisiert, diese Frage ist auf den zweiten Blick sehr viel komplexer und nur für den Einzelfall zu beantworten.

Nachdem Hüser in diesem ersten Teil den Leser zunächst an den Untersuchungsgegenstand herangeführt hat, unternimmt er in einem zweiten Schritt eine Milieustudie der französischen Hip-Hop-Kultur. Diese stellt sich als urbane Jugendkultur dar, die auf gemeinsamer Musik, Mode, Sprache und zahlreichen Praktiken aufbaut. Die Relevanz von Familie und „Posse“, das Selbstverständnis

der Rapper als Vermittler zwischen Peripherie und Zentrum und als Ankläger der Privilegierten sowie die Einforderung von Verantwortung des Staates weisen außerdem auf wesentliche ideelle Grundlagen des Hip-Hop und auf die Banlieue-Verankerung der Szene hin. Thematisiert werden überwiegend Aspekte des gesellschaftlichen Wandels der letzten Jahrzehnte und dessen Konsequenzen für die Jugend.

Der Blick auf den Staat stellt eine wesentliche Differenz zu anderen lokalen Ausformungen und insbesondere der amerikanischen Variante des Rap dar. Die Anfänge des Rapbooms in Frankreich fielen in eine Zeit der republikanischen Selbstfindung und -vergewisserung im Vorfeld der 200-Jahrfeier des französischen Staates. Dieser Versuch der republikanischen Selbstbeschreibung spiegelt sich im frankophonen Rap wider. Das Verhältnis der Rapper zu Republik, nationaler Einheit und Gesellschaft rückt nunmehr im dritten Teil der Studie in das Blickfeld des Historikers. Dabei stellt sich heraus, dass die republikanischen Werte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die Szene Werte darstellen, die es zu erhalten und zu verteidigen gilt und deren Umsetzung von Staat und Gesellschaft eingefordert wird. Daher ist es nicht verwunderlich, dass insbesondere vorstädtische Armut und ethnische Differenz thematisiert werden, stellen diese doch für die Jugendlichen in den Banlieues die alltägliche Realität dar, die nur allzu häufig mit den Idealen der französischen Republik kontrastiert. In einer Zeit des gesellschaftlichen Wandels und der republikanischen Selbstfindung geht der Rap also eine Synthese mit den traditionellen Idealen der französischen Republik ein. Diese RAPublikanische Synthese, und das ist Hüusers Kernargument, ist das konstitutive Merkmal des französischen Rap.

Dies verdeutlicht er im abschließenden vierten Teil, in dem er diese These deduktiv anhand in den 1980er und 1990er Jahren kon-

rovers diskutierter Themen überprüft. Die gesellschaftlichen Diskurse um die koloniale Erbschaft Frankreichs, die Erfahrungen im Algerienkrieg, Parteipolitik und staatsbürgerliche Partizipationsformen außerhalb bestehender Partei- und Gewerkschaftsstrukturen sowie um die kulturelle Nationsbildung werden hier nachgezeichnet und den Texten der Rapper gegenübergestellt. Es zeigt sich, dass sich diese Diskurse auch im Rap-Diskurs wieder finden, wo historische Mythen und verkrustete Strukturen vor dem Hintergrund des rapublikanischen Wertekanons kritisch hinterfragt werden. Rap wird zum Teil der politischen Streitkultur und fordert die aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Indem sich die Protagonisten des Rap als „citoyens“ und als moralische Speerspitze der Republik verstehen, die gegen Intoleranz kämpft und für den gesellschaftlichen Wandel einsteht, decken sich die Ideale des Rap mit der französischen republikanischen Tradition und legen den Blick auf das Herzstück des soziokulturellen Phänomens frei: die RAPublikanische Synthese.

Hüser's Studie ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie fruchtbar ein erweitertes Verständnis politischer Kultur im Allgemeinen, und die Beschäftigung mit Hip-Hop im Besonderen sein kann. Indem nicht das Primat der Politik gilt, sondern Politik und Kultur als gleichberechtigte Begriffspaare gelten, geraten zeitgeschichtliche Aspekte in die Analyse, die andernfalls in Vergessenheit geraten wären. Musik, spezieller: Rap, wird als mögliche politische Artikulationsform und damit

als Bestandteil der politischen Kultur begriffen, in der sich zeitgeschichtliche Bruchstücke und Traditionslinien wieder finden. Auf beeindruckende Art und Weise gelingt es Hüser unter Zuhilfenahme eines breiten qualitativen methodischen Repertoires und der Berücksichtigung von Ansätzen unterschiedlicher Disziplinen, einen Beitrag zur Debatte um Nationsbildung im Frankreich der 1980er Jahre zu leisten.

Die „RAPublikanische Synthese“ ist zwar als wissenschaftliches Werk konzipiert und wendet sich als solches vorwiegend an einen akademischen Leserkreis. Dennoch ist dieses Buch durchaus auch für ein breiteres Publikum gedacht und lesenswert, leistet es doch eine hervorragende kulturelle Übersetzungsarbeit zwischen Deutschen und Franzosen. Gleichzeitig erbringt Hüser auch eine wichtige Aufklärungsfunktion: Die intensive Analyse des Rap erlaubt es ihm, massenmedial verzerrte und politisch instrumentalisierte Bilder von Rap mit der Selbstwahrnehmung der Rapper zu konfrontieren. Dabei wird mit gängigen Vorurteilen und Klischees gebrochen, die zum einen an den Rap herangetragen, zum anderen teilweise auch durch dessen Vertreter reproduziert werden. So zeigt sich vor dem Hintergrund dieser Studie, dass das Bild von Rappern als kriminell und anti-französisch äußerst fragwürdig ist. Und auch das gängige Urteil, die heutige Jugend sei unpolitisch, erweist sich nach der Lektüre dieses Buches als haltlos. „Katastrophismus“ ist also nicht angebracht.

MAREIKE KLEINE

Résistance aus Liebe – Deutsch, mon amour

Gilles Rozier: *Eine Liebe ohne Widerstand*. Aus dem Französischen von Claudia Steinitz. Roman. DuMont, Köln 2004, 170 S., 16,90 €

Am Anfang war die Legende von der Résistance. Ganz Frankreich hatte heldenhaft Widerstand geleistet gegen die deutsche Besatzung. Mit den Vichy-Anhängern machte der Mythos kurzen Prozess, sie wurden als die die Regel bestätigende Ausnahme abgestempelt. Später drehten kritische Historiker den Spieß um und entdeckten ein Volk von Kollaborateuren, das die Zivilcourage einer verschwindenden Minderheit überlassen hätte. Die Wirklichkeit war wie immer, so auch im Frankreich der Jahre zwischen 1940 und 1944, nuancierter.

Dass sich historische Authentizität weit eher im individuellen Schicksal denn im nationalen Mythos enthüllt, zeigt Gilles Rozier in seinem im letzten Jahr in Frankreich erschienenen und in kürzester Zeit ins Deutsche übersetzten Roman „Eine Liebe ohne Widerstand“. Der ziemlich unheroische Held dieser famosen, im weiten Rückblick von heute erzählten Bekenntnisse ist ein Deutschlehrer, der in einer französischen Provinzstadt seinen Beruf mit Hingabe ausübt. Er muss die Okkupation im eigenen Haus erleben, nachdem die eigene Schwester ein schamloses Verhältnis mit einem SS-Mann begonnen hat. Der Ich-Erzähler missbilligt das wüste Treiben – „Sie glich ihrem Land: leicht zu haben“ –, an seiner Bewunderung für „die Magie der deutschen Sprache“ ändert das jedoch nicht das Geringste. So besteht auch die erste Reaktion auf die Besatzung darin, die geliebten Bücher in Sicherheit zu bringen: „Ich brachte die Autoren, die auf dem Index standen, in den Keller. Heine, von Horvath, Arnold und Stefan Zweig, Wassermann, Werfel, Schnitzler, Thomas und Heinrich Mann, die Feinde des Ewigen Deutschland. Weshalb sie das waren, habe ich nicht verstanden, Juden,

glaube ich, oder verjudet, der Sinn dieser Worte war mir nicht ganz klar. Eigentlich war es mir ein Graus, etwas nicht zu verstehen, aber diese Zeit war voll Verwirrung und kurzlebiger Losungen. Ich habe nicht versucht, die Scheinargumente für dieses Verdikt zu erfahren, ich nahm es hin und verhielt mich entsprechend: Hinter dem Weinkeller richtete ich mir ein Lesezimmer ein.“

Wie die meisten seiner Landsleute versucht auch dieser gebildete, wenn auch ein wenig weltfremde Durchschnittsfranzose sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. „Ich konnte mir nicht vorstellen, irgendetwas gegen diese ziemlich vereinnahmenden Besatzer zu unternehmen. Die Résistance organisierte sich, aber das betraf mich nicht. Ich war weder jüdisch, noch hing ich dem Kommunismus an. Mein Patriotismus war so wie bei den meisten: flau.“ Die schicksalhafte Wende in seiner unauffälligen Existenz begegnet dem Erzähler in einem von der Wehrmacht aufgespürten Juden, den er dank glücklicher Umstände befreien kann. Er versteckt ihn in seinem „Lesekabinett“ im Keller. Während des über zweijährigen Asyls zwischen Wein und Büchern entwickelt sich ein inniges Verhältnis. Der Lehrer lernt von dem aus Polen stammenden Herman das Jiddische und die Liebe. Das Verhängnis naht mit der Ankunft der anglo-amerikanischen Truppen. Als mit deren Bombenbardements auch das Versteck aufzufliegen droht, eskaliert die zunehmend als unerträglich empfundene Situation in Mord und Totschlag.

Leben im Untergrund: Gilles Rozier zeigt es aus einer Perspektive zwischen verbotener Liebe und freiwilligem Gefängnis. Dass der Jude Herman am Ende von der Résistance erschossen wird, treibt die Absurdität der ‘condition humaine’ auf die Spitze. In seltsamem Zwielficht bleibt dabei der Ich-Erzähler, der weniger aus politischen Gründen denn aus emotionaler Abhängigkeit in die Rolle des Regimegegners hineinwächst. „Wenn ich nicht so gern mit Herman geschlafen hätte,

hätte ich ihn mir irgendwann vom Halse geschafft, davon bin ich überzeugt.“ Stattdessen erschlägt er am Ende den deutschen Soldaten, der die Schwester und die obere Etage in Besitz genommen hatte.

So lakonisch-präzise der Erzähler im Rückblick Rechenschaft über sein Tun ablegt, so rätselhaft bleibt er selbst als androgyne Figur. Über dessen Geschlecht gewinnt der Leser keine absolute Gewissheit. Glaubt man in dem namenlosen Ich-Erzähler zunächst einen Mann zu erkennen, so könnte es sich auch um eine Frau handeln. Der Autor vermeidet jedenfalls die diesbezüglich eindeutige Bestimmung seiner Hauptperson. Selbst deren rein platonische Ehe mit Claude beweist nichts, da dieser Name im Französischen von Männern und Frauen getragen wird. Mit dieser personifizierten Ambiguität unterstreicht Gilles Rozier die schattierungsreiche Vieldeutigkeit einer Zeit, die gemeinhin entweder als dunkle Epoche oder aus der strahlenden Sicht mutiger Auflehnung beschrieben wird.

Ein weiterer Kunstgriff gelingt dem souverän erzählenden 40-jährigen Autor mit seiner versteckten Reverenz vor dem ersten und

bis heute bekanntesten literarischen Prosawerk der Résistance. Unwillkürlich fühlt man sich beim Lesen von „Eine Liebe ohne Widerstand“ an Vercors' Novelle „Das Schweigen des Meeres“ (1942) erinnert, die vom Widerstand gegen eine Liebe handelt. Dort verrät eine junge Französin ihr Gefühl zugunsten ihres nationalen Stolzes, indem sie einen bei ihr einquartierten ausnehmend höflichen und sympathischen deutschen Offizier mit demonstrativem Schweigen straft. So wie dieser sich im Laufe seiner langen Monologe als aufrichtiger Bewunderer der französischen Kultur erweist, ist Roziers „professeur d'allemand“ ein unerschütterlicher Liebhaber der deutschen Literatur. In dessen Passion für „die Sprache von Goethe und Goebbels“ gewinnt die Ambivalenz von Faszination und Erschrecken beredten Ausdruck. Mag Frankreich lange Zeit „nur eine Wahrheit“ geduldet haben, „die der Helden, der Sieger, der Widerstandskämpfer der ersten Stunde“, so macht Gilles Rozier auf anregende Weise deutlich, dass die Literatur darüber noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.

MEDARD RITZENHOFEN

Überraschender Einblick in die Kulissen der Kollaboration

Bernard Ullmann: *Lisette de Brinon, ma mère. Une juive dans la tourmente de la collaboration*. Éditions Complexes, Brüssel 2004, 219 S., 15,90 €

Die Biographie *Lisette de Brinons* ist eine erstaunliche Geschichte: Der Ehemann Fernand de Brinon war einer der drei Spitzenpolitiker des Vichy-Regimes, die nach ihrer Verurteilung zum Tode nicht begnadigt, sondern erschossen wurden. Die beiden anderen waren der Regierungschef Pierre Laval und Aimé Dar-

nand, Gründer der Miliz, der grausamen Hilfstuppe der Gestapo, und anschließend Innenminister. Die Marquise de Brinon kam als Louise Rachel Franck in einer wohlhabenden, assimilierten und patriotisch-liberalen jüdischen Familie zur Welt. Während des Ersten Weltkrieges heiratete sie den mobilisierbaren Claude Ullmann aus der gleichen großbürgerlichen Schicht. 15 Jahre später verliebte sie sich in den damals politisch noch ungebundenen de Brinon, bekannt als brillanter Journalist. Auf eine schnelle Scheidung folgte ihre zweite Ehe, in die sie ihre zwei Söhne

einbrachte. Sie verbrachte die Besatzungsjahre unbehelligt, man möchte sagen, in einem goldenen Käfig. Trotz aller Schreckens- und Schandtaten jener Epoche blieb sie ihrem Mann geistig treu. Als die Vichy-Regierung im August 1944 nach Sigmaringen befördert wurde, ging sie zum Erstaunen oder Entsetzen aller sogar so weit, ihm nach Deutschland zu folgen. Allerdings wurde sie nicht in das Hohenzollernschloss hineingelassen und wartete vergebens am Bodensee auf ihren gestürzten Marquis – oder, realistisch ausgedrückt, auf die Verhaftung durch die einziehenden französischen Truppen.

Wie konnten sich zwei so grundlegend verschiedene Lebenswege kreuzen? Die Liebe allein hätte wohl kaum ausgereicht. Das einigende Band war der Pazifismus, dem zwischen den beiden Weltkriegen auch nach der Machtergreifung Hitlers viele französische Intellektuelle und Politiker aus allen politischen Lagern huldigten. Auf dem stattlichen Landsitz der Familie Franck in den Pyrenäen trafen sich regelmäßig einige der bekanntesten französischen Literaten und Politiker, doppelt geeint durch den Friedenswillen und literarische Freundschaften, die alle politischen Gegensätze in den Hintergrund drängten. Der später sehr jüdisch orientierte Schriftsteller Emmanuel Berl erschien so in Begleitung seines Freundes Drieu La Rochelle, der 1945 als faschistischer und antisemitischer Kollaborateur erschossen wurde. Schon in jüngeren Jahren traf Lisette in ihrem Elternhaus den Nobelpreisträger François Mauriac, den Philosophen Henri Bergson, einflussreiche Bankiers und auch den späteren sozialistischen Ministerpräsidenten Léon Blum, der aus pazifistischem Glauben heraus den spanischen Republikanern die dringend benötigten Waffen verweigerte, die Hitler ihrem Gegner Franco großzügig lieferte. Und in dieser intellektuell-mondänen Welt begegnete Lisette eines Tages auch dem Journalisten und Marquis de Brinon.

Dessen Glanzleistung war es, als erster ausländischer Journalist 1933 ein langes Interview von Hitler erhalten zu haben. Der Vermittler war von Ribbentrop, dem er einige Jahre früher bei einem anderen Marquis, dem Champagnerproduzenten Polignac, begegnet war. Der spätere Außenminister Hitlers war Polignacs deutscher Verkaufsgent. Bezeichnend für die schwache Haltung Frankreichs ist es, dass de Brinon sich mit Zustimmung Daladiers, damals Verteidigungsminister und 1938 Unterzeichner und eifrigster Befürworter des Münchener Abkommens, um das Interview bewarb. Bernard Ullmann spricht auch von einer vertraulichen Begegnung Daladiers mit Ribbentrop im Hause de Brinons. Dort war auch der deutsche Botschafter Otto Abetz ein gelegentlicher Gast; er verlieh Lisette angeblich den Titel einer „Ehrenarierin“. Das Hitler-Interview sollte die französische Öffentlichkeit davon überzeugen, dass eine Koexistenz mit dem deutschen Diktator möglich und ihm ebenso sehr an der Bewahrung des Friedens gelegen sei wie den Franzosen. Man verschloss die Augen fest vor der bedrohlichen Wahrheit. (Eine kleine Ergänzung zu den Enthüllungen Ullmanns: 1937 übermittelten die französischen Nachrichtendienste ihrem Ministerpräsidenten Léon Blum einen ausführlichen Bericht über die Zustände in den deutschen Konzentrationslagern. Er legte ihn mit folgender Randbemerkung ins Archiv: „Das kann nicht wahr sein, denn das wäre zu schrecklich.“). Aus der Biographie der Lisette de Brinon weht der Geist der Kollaboration schon lange vor dem französischen Zusammenbruch 1940.

In seinem Prozess versuchte de Brinon zu beweisen, dass er aus politischer Überzeugung gehandelt hatte und sich kein Blut auf seinen Händen befinde. Sehr früh war er für eine deutsch-französische Zusammenarbeit eingetreten. Er verurteilte die Härte des Versailler Friedensvertrages als verhängnisvoll und unterstützte als Journalist die Bemühungen Briands, Rathenaus und Stresemanns um ei-

ne deutsch-französische Annäherung. Es ist auch unumstritten, dass er eine nicht kleine Zahl von Menschen durch seine Intervention vor der Deportation bewahrte. Nur haben ihn fast alle seiner möglichen Entlastungszeugen während seines Prozesses im Stich gelassen.

Lisette de Brinon blieb nicht lange im Gefängnis. Es konnte ihr nichts vorgeworfen werden. Ihre Familie ließ sie nicht ganz im Stich, sie blieb aber sonderbarerweise mit den Kreisen des Vichy-Regimes in engerer Verbindung. Die Tochter *Pierre Lavals*, Gräfin *de Chambrun*, wurde so zu ihrer engsten

Freundin. Und in ihrem letzten Lebensabschnitt verband sie ein zweifellos platonisches Liebesverhältnis mit dem Vichy-Rivalen ihres Mannes, *Jacques Benoist-Méchin*, ein anerkannter Historiker. Auch er ging nach Sigmaringen. Auch er wurde einige Monate nach *de Brinon* zum Tode verurteilt, aber vom sozialistischen Staatschef *Vincent Auriol* begnadigt und schließlich nach 12 Jahren aus dem Gefängnis entlassen. Man darf vermuten, dass diese zwei Schiffbrüchigen der Geschichte beieinander etwas Trost fanden.

ALFRED FRISCH